

- Beispielhafter Auszug aus der digitalisierten Fassung im Format PDF -

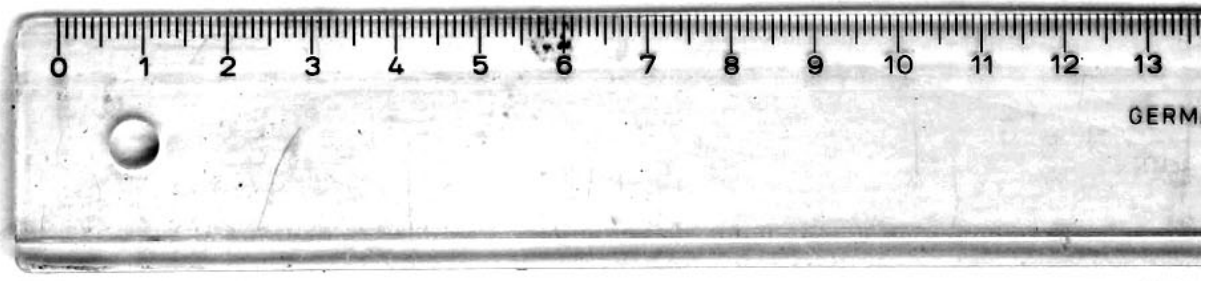
Vom Roroima zum Orinoco

Theodor Koch-Grünberg

Die Digitalisierung dieses Werkes erfolgte im Rahmen des Projektes BioLib (www.BioLib.de).

Die Bilddateien wurden im Rahmen des Projektes Virtuelle Fachbibliothek Biologie (ViFaBio) durch die [Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg \(Frankfurt am Main\)](http://Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg (Frankfurt am Main)) in das Format PDF überführt, archiviert und zugänglich gemacht.







Roroima.

VOM ROROIMA ZUM ORINOCO

ERGEBNISSE EINER REISE IN NORDBRASIL IEN
UND VENEZUELA IN DEN JAHREN 1911—1913

UNTERNOMMEN UND HERAUSGEGEBEN
IM AUFTRAGE UND MIT MITTELN DES
BAESSLER-INSTITÜTS IN BERLIN

VON

THEODOR KOCH-GRÜNBERG



Ep 274
- 1 -

ERSTER BAND

SCHILDERUNG DER REISE

MIT 6 VOLLTAFELN UND 109 ABBILDUNGEN IN LICHTDRUCK

DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)
IN BERLIN 1917

**ALLE RECHTE VORBEHALTEN.
DRUCK VON J. J. AUGUSTIN IN GLÜCKSTADT UND HAMBURG.**

DEM FREUNDE DER INDIANER
ERLAND NORDENSKIÖLD
IST DIESES BUCH GEWIDMET.

VORWORT.

Das fünfbändige Werk, dessen ersten Band ich hiermit der Öffentlichkeit übergebe, enthält die Früchte einer Forschungsreise, die ich in den Jahren 1911 bis 1913 im Auftrage und mit Unterstützung des Baessler-Instituts zu Berlin in Südamerika unternommen habe, und die mich vom Roroíma, dem großartigen Sandsteingebirge auf der Grenze von Brasilien, Venezuela und Britisch Guayana, nach Westen durch größtenteils unerforschtes Gebiet zum Orinoco führte.

Der vorliegende erste Band bringt eine Schilderung der Reise, meistens Tagebuchblätter in zwangloser Form, die aus dem unmittelbaren Empfinden heraus an Ort und Stelle niedergeschrieben sind.

Der zweite Band, der bereits erschienen ist, enthält Mythen und Legenden der Taulipáng- und Arekuná-Indianer, Stämme in der Gegend des Roroíma, die zur großen Karaibengruppe gehören.

Der dritte Band soll in Wort und Bild die materielle und geistige Kultur verschiedener Stämme behandeln. Ein Anhang bringt indianische Melodien, Gesänge und Musikstücke, nach Phonogrammen.

Im vierten Band sind die sprachlichen Ergebnisse niedergelegt, Texte mit Interlinearübersetzung und Wörterlisten von 23 Sprachen und Dialekten, von denen sechs bis dahin ganz unbekannt waren.

Der fünfte Band, ein Typenatlas, enthält auf 180 Tafeln anthropologische Typen und Gruppen.

Von allen Seiten ist mir vor, während und nach dieser Reise freundliche Hilfe zuteil geworden. Den größten Dank schulde ich dem Baessler-Institut, das mir reiche Mittel gewährte und dadurch die Reise, sowie die Veröffentlichung der Ergebnisse ermöglichte. Dem Entgegenkommen der Verlagsanstalt verdanke ich es, daß trotz der Ungunst der Zeiten die Ausstattung des Werkes nach meinen Wünschen ausgeführt werden konnte. Großen Dank schulde ich meinen Freunden und Landsleuten in Manaos, die nie gezögert haben, mich mit Rat und Tat zu unterstützen, und stets bemüht waren, meine Verbindung mit der Heimat aufrecht zu erhalten, soweit dies überhaupt möglich war. Viel Gastfreundschaft und tätige Hilfe habe ich während der Reise im Innern genossen. Der erste Band gibt davon Zeugnis. Allen denen, die mich freundlich aufnahmen und in uneigennütziger Weise förderten, werde ich ein dankbares Andenken bewahren. Dankbar gedenke

.....
ich auch der Indianer. Soll ich sie anklagen, weil sie mich manchmal nicht verstanden, weil meine Pläne oft ihren Neigungen, ihren Erfahrungen widersprachen? — Trübe Erinnerungen an einzelne Undankbare und Übelwollende werden reichlich aufgewogen durch die zahlreichen Beweise der Freundschaft und Treue, die mir diese braunen Leute entgegengebracht haben. An meiner Zuneigung zu ihnen hat auch diese Reise nichts geändert.

Stuttgart im Jahre 1917

Theodor Koch-Grünberg.

... und die nächsten 10 Seiten ...
... and the next 10 pages ...

nervös und unsicher, wenn ihnen in diesem ewigen Einerlei einmal ein Mißgeschick begegnet? Wir wollen das große Boot, das unser letztes Maniokmehl, Salz und die wichtigsten Instrumente enthält, über einen niedrigen Fall schieben, wie wir schon so viele passiert haben. Da reißt die Wucht des stürzenden Wassers den Leuten das Boot aus der Hand. Es legt sich quer und wird überflutet. Die Indianer springen sofort nach und retten, was sie können, vor allem Mehl und Salz. Ein halber Sack Salz, einige Cará-Knollen, ein Ruder sind verloren. Im Kasten des großen photographischen Apparates steht handhoch Wasser. Der Theodolit ist unbeschädigt. Der Kleidersack mit dem mannigfachen Zeugstoff für die Indianer ist wieder zentnerschwer von Wasser. Bald kommt die Sonne über die hohen Bäume, die den schmalen Arm begrenzen. Man hat sie bei diesen Reisen so nötig, auch für Körper und Seele, und entbehrt sie so schwer, wenn sie einmal mißgünstig ihr Antlitz verbirgt. In wenigen Stunden trocknet sie alles, und das Unglück ist vergessen.

Gegen Abend treffen wir wieder Indianerspuren, eine kleine, mit frischen Palmblättern gedeckte Baracke auf dem linken Ufer, vielleicht zwei Tage alt. Wahrscheinlich stammt sie von reisenden Majonggóng oder Máku, die hier gelagert haben und dann durch einen der zahllosen Kanäle flußabwärts gefahren sind.

7. Januar. Die Nächte sind recht kühl, aber erfrischend nach des Tages Last und Hitze. Bei Sonnenaufgang haben wir gewöhnlich nur 17—18° C. Das Wetter könnte für eine Reise nicht besser sein. Regen haben wir seit Urumamý nicht mehr gehabt. Auch der Fluß ist jetzt gnädig.

Auf der ruhigen Flut gleiten wir rasch dahin. Plötzlich ruft José, der vor mir mit der Stange arbeitet, halblaut: „*wailá!*“ und deutet aufgeregt flußabwärts. Ein starker Tapir sucht dort den Fluß zu durchschwimmen. Jetzt haben ihn auch die anderen bemerkt, die weiter zurück sind. Von zwei Seiten rudern wir los wie bei einer Regatta. Er bekommt einige Kugel- und Schrotschüsse, gewinnt aber das Ufer. Wir Jäger mit Kaikuschi ihm nach. Der brave Hund stellt ihn und zerrt ihn am Hinterlauf. Das Tier hat ein äußerst zähes Leben. Mit mehreren Riflekugeln im Leib, einer Schrotladung im Kopf und drei Kugeln aus der Browning-Pistole, die, wie sich später herausstellte, Herz und Schlagader durchbohrt haben, geht es noch rasch ab in den Wald hinein, bricht aber dann unter einer weiteren Kugel Josés zusammen. Die Beute wird sofort ausgeworfen und zerlegt. Die Indianer schleppen die mächtigen Stücke in die Boote und sehen aus wie Metzger, die aus dem Schlachthaus kommen. Zum Frühstück gibt es am Spieß gebratene Tapirleber, eine Delikatesse.

Wir fahren noch ein paar Stunden flott weiter und lagern mit Sonnenuntergang auf der Sandbank einer Insel. Die Leute sind sehr satt geworden. Ihre Stimmung ist glänzend. José erzählt ein hübsches Märchen von den beiden feindlichen Schwiegersöhnen Maiuág und Korotoikó, Ente und Eule. Zauberhafte, selbsttätige Instrumente spielen darin eine Rolle, auch eine böse Schwiegermutter, wie in so vielen indianischen Märchen, was meinen Erzähler zu dem weisen Ausspruch begeistert: „Die Schwiegermütter taugen in der ganzen Welt nichts!“

Unser Tapir schmort die Nacht über auf einem riesigen Bratrost unter Aufsicht von Papa Mőnekaí, unserem „Mädchen für alles“.

8. Januar. Noch immer ist der Fluß von zahllosen Inseln durchsetzt. Auf beiden Seiten öffnen sich Arme. Seit vorgestern haben wir den Hauptarm nicht mehr verlassen. Ohne Unfall überwinden wir einige reißende Stromschnellen.

An frischen Fischen fehlt es uns nie. Der Fluß ist in diesem Katarakten-Gebiet im wahren Sinne des Wortes voll Pacú, sehr schmackhafter, fetter Fische von der Größe unserer Karpfen¹. Sie gehen leicht an die Angel. Als Köder nehmen wir die schwarzen, beerenähnlichen Früchte einer kleinen stacheligen Palme, die mit gebogenem Stamm hier und da über das Ufer hängt, oder die dunkelblauen Früchte der Assai-Palme². Die Indianer werfen diese Früchte auch als losen Köder unterhalb der Stromschnellen auf das Wasser und schießen mit dem Pfeil nach dem zuschnappenden Fisch.

Von Vogelwild sind besonders zahlreich die Cujubins. Bisweilen sitzen ein halbes Dutzend und mehr der schönen Vögel, die etwa die Größe unserer Fasanen haben, auf einem Felsen in der Stromschnelle und nehmen den Morgentrunck ein. Sie sind gerade jetzt zur Zeit der Palmfruchtreife sehr fett und schmackhaft. An das Schießen sind sie nicht gewöhnt, und man kann leicht mehrere an einer Stelle erlegen, da sie nach dem Schuß gewöhnlich auf ihren alten Platz zurückfliegen.

Wir essen während der Fahrt frische Wurst. Die Indianer haben Herz und Leber des Tapirs in kleine Stücke zerschnitten und mit Speckwürfeln in Därme gefüllt. Auf dem Rost gebraten, schmecken diese Würste garnicht übel — hier in der Wildnis.

Nachmittags schießt der Majonggóng noch einen starken Waldhirsch, der an einer Sandbank zur Tränke kam. Fleisch in Hülle und Fülle. Wenn wir nur mehr Vegetabilien hätten!

Einen kleinen Ersatz liefern die fetten und wohlschmeckenden Erfrischungstränke, welche die Indianer in derselben Weise, wie aus Bacába-

¹ *Myletes* sp.

² *Euterpe oleracea*.

Früchten, aus den Früchten der Patauá- und Assaï-Palme herstellen. Eigentlich ist es eine Barbarei, wegen einiger Schalen Brühe einen stolzen Palmbaum zu fällen; aber meine Leute finden dies meistens bequemer, als ihn zu erklettern, um die Früchte herab zu holen.

So jämmerlich die Indianer tun, wenn ihnen einmal eine Speise fehlt, an die sie gewöhnt sind, so wenig wählerisch sind sie oft in ihren Genüssen. Ein Cujubim, das ich heute schoß, hat unverdaute Beeren im Magen. Meine Leute essen sie mit großem Appetit. Aber über den Geschmack läßt sich nicht streiten, und in Europa ißt man ja auch Schnepfendreck. Manches, was uns als Leckerbissen gilt, halten die Indianer für ungenießbar, so den Pürzel der Vögel, den Rüssel und die Zunge des Wildschweins. Anfangs gab es immer lachendes Erstaunen, in das sich unverkennbar ein wenig Verachtung mischte, wenn ich mir gerade diese Stücke aussuchte.

9. Januar. Der Fluß hat seit den letzten Tagen eine gute Richtung angenommen. Lange gerade Strecken führen nach Westen. Mit vom frischen Ostwind geblähten Segeln, die wir wieder aus Zeltbahnen hergestellt haben, durchfahren wir sie rasch. Stellenweise ist der Strom sehr breit, mit Felsen übersät, und bildet flache Schnellen. Im Süden in bläulicher Ferne wird bisweilen höheres Land sichtbar. Die Indianer sagen, es sei das rechte Ufer des Armes Maracá, dessen Eingang allmählich sagenhaft wird.

10. Januar. Über einzelne niedrige Abstürze geht es vorwärts. An einem Felsen liegt ein Einbaum, halb voll Wasser. Wir glauben anfangs, er stamme von den Waíka, und meine Leute werden schon unruhig. Der Majonggóng erklärt nach eingehender Untersuchung, der Kahn rühre von seinen Landsleuten her. Wahrscheinlich ist er vom oberen Fluß abgetrieben.

Bis gegen Mittag fahren wir ruhig weiter. Der Majonggóng mit dem leichten Boot ist voraus. Von einer Felsecke winkt er uns zu und macht uns Zeichen, wir sollten am linken Ufer vorsichtig aufwärts fahren. Er und sein Genosse Romeo schleichen mit Flinten an dem Felsen hin. „*Pemonggóng!*“ („Leute!“) flüstert Mönekaí. Wir denken an wilde Marakaná oder Waíka. Es sind zwei starke Pumas, die in malerischer Haltung, der ein liegend, der andere neben ihm stehend, von dem hohen Felsen am Waldesrand auf uns herabäugen. José schießt rasch mit dem Winchester, doch sie verschwinden unter lautem Gebrüll mit großen Sätzen im Wald. Wir eilen ihnen nach, finden aber nichts, auch keinen Schweiß. Schon halten wir die Beute für verloren, da gibt Kaikuschí, den wir auf die Fährte gesetzt haben, ganz nahe wütend Standlaut. Wir glauben, der Puma sei angeschossen und habe gebäumt; aber Manduca, der vorausgeeilt ist, ruft: „Er ist schon tot!“ Da liegt er, lang ausgestreckt, der geschmeidige Körper in seiner ganzen Schön-

heit. Ein Prachtkerl; Männchen. Das Weibchen, das noch stärker war, ist entwichen. — Die Kugel hat ihm das Herz durchbohrt. Ein Meisterschuß! Trotzdem hat er noch einige gewaltige Sprünge gemacht und ist dann tot zusammengebrochen. Wir streifen ihm das schöne rötliche Fell ab, das ihm bei den Indianern den Namen „falscher Hirsch“ eingetragen hat, und spannen es mit Stäben zum Trocknen auseinander. Während unserer blutigen Arbeit geht das Weibchen fortgesetzt dumpf miauend im Waldesdickicht um uns herum. Die Indianer locken es durch geschickte Nachahmung seiner Laute nahe heran, aber wir bekommen es nicht zu Schuß.

Mönekaí und Manduca wollen die Beute nicht anfassen, „da sonst das Söhnchen sterben würde“, das der erstere zu Hause hat, der letztere erwartet. José, der alle Ereignisse von seinem Zauberglauben aus betrachtet, sagt: „Jetzt wird sein Herr, ein Umáyikog, böse auf uns sein und uns verfolgen, weil wir seinen Hund totgeschossen haben!“ Die Umáyikog sind Bergdämonen in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Gewohnheiten, Gehilfen der Zauberärzte. Die Jaguare sind ihre Hunde.

Der Platz, an dem wir stehen, hat für die Indianer eine gewisse historische Bedeutung. Der Fluß ist hier stark eingeschnürt. Auf beiden Seiten ragen hohe, von der Flut abgerundete Felsen empor. Die Indianer nennen sie Kulekuléima. Auf dem Felsen zur Rechten fand seinerzeit der große Kampf zwischen den Schirianá und Marakaná statt, in dem die letzteren fast aufgerieben wurden. Der Felsen habe von Blut geschwommen. So hat wenigstens Manducas Vater erzählt. Der Kampf muß während der letzten dreißig Jahre gewesen sein; denn zur Zeit der Grenzkommission (1882) saßen die Marakaná noch am oberen Uraricapará und bedrängten von dort aus auf der anderen Seite der Wasserscheide die Auaké.

Um 3 Uhr fahren wir weiter und kommen nach einer halben Stunde endlich heraus aus diesem unermeßlichen Gewirr von tausend und abertausend Inseln und Armen, die sich an die große, zusammenhängende Insel Maracá anschließen. „Samburukú“ hat also doch recht. Die eigentliche Insel Maracá ist schon kurz unterhalb des Kataraktes Eménuli, etwa zwei Tagereisen oberhalb Urumamý, zu Ende. Die Indianer haben sich nur falsch ausgedrückt. Für sie gehört dieses Insellabyrinth noch zur Maracá. Wohl 300 m breit liegt der Fluß in majestätischer Ruhe vor uns. So sind wir doch durch alle Fährnisse hindurch gekommen. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg!

13. KAPITEL.

IM LANDE DER WILDEN WAIKA.

Voraus im Nordwesten erscheint der erste größere Höhenzug, den die Majonggóng Kauadí-hede, Hirsch-Gebirge, nennen. Auf der Suche nach einem guten Lagerplatz fahren wir bis Einbruch der Dunkelheit durch und müssen schließlich doch im versumpften Uferwald übernachten. Kaikuschi meldet einen Tapir, der nahe ans Lager heran kommt, aber dann polternd abgeht.

11. Januar. 7 Uhr ab. Kleine Schnellen wechseln mit ruhigen Strecken. Am Ufer finden wir frisch abgehauene Blätter der sogenannten „Banana brava“, etwa fünf Tage alt. Wahrscheinlich rühren sie von denselben reisenden Majonggóng oder Máku her, deren Spuren, ein kleines Schutzdach, wir flußabwärts trafen. Um Mittag kommen wir an einem ansehnlichen linken Zuflüßchen vorüber, das bei den Majonggóng Kauadí-kene, Hirsch-Bach, heißt. Nach unseren heutigen Richtungen ist es der Uruwé der Schomburgk'schen Karte. Einige Stunden oberhalb seiner Mündung, die etwa 80 m breit ist, fand dieser Reisende am Ufer des Uraricuéra noch ein Dorf der Wajumará und konnte dort seinen Proviant ergänzen. Er war in dieser Hinsicht glücklicher als wir. Heute sind die Anwohner verschwunden, und der Mangel an Vegetabilien, besonders Maniokspeisen, erschwert die Reise außerordentlich.

Beim Passieren einer Stromschnelle wird Mario von einem Aimará, einem großen Raubfisch mit spitzen Zähnen, der hier zahlreich ist, in die Hand gebissen¹. Der Fisch hat die ganze Hand im Maul gehabt. Auf beiden Seiten findet sich ein Dutzend tiefer Löcher, die heftig bluten. Ich verbinde ihn, so gut es geht. Seine gesunde Natur muß das meiste dazu tun. Wunden heilen in diesen Gegenden im allgemeinen rasch, da die reine Luft einer Infektion nicht förderlich ist.

12. Januar. Lange vor Sonnenaufgang singen um unser Lager mehrere Mutuns. Die Indianer gehen gegen Morgen hin und schießen vier davon. Ein fünfter läßt sich durch das Gewehrgeknatter garnicht stören und brummt weiter. Vielleicht hat er die Schüsse für Donnerschläge gehalten.

Stellenweise fahren wir durch Gruppen von Inseln, die aber den Charakter des breiten Stromes nicht beeinflussen. Wir segeln rasch dahin. Die

¹ Macrodon Trahira. Er ist mit großen Schuppen bedeckt und wird über 20 Pfund schwer.

Ruderer sitzen untätig im Boot und knabbern gebratenen Fisch. José erzählt humoristische Geschichten von Kone wó, dem indianischen Till Eulenspiegel, einem furchtlosen Manne, der besonders die Jaguare überlistet und tötet, aber schließlich, wie viele tapfere Leute, an einer Kleinigkeit zugrunde geht. Ein Mistkäfer tötet ihn.

Bald nach Mittag halten wir an einer Felsenbarre, die als Fortsetzung des hohen linken Ufers den Fluß durchzieht. Sie bildet den Assaï-Katarakt. Wir fahren auf die rechte Seite, um dort einen Übergang zu suchen, finden aber, nachdem wir schon eine Stufe hinter uns haben, als Abschluß des Kanals einen fürchterlichen Fall, der auch mit leeren Booten nicht zu überwinden ist, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, diese zu verlieren. Manduca sagt, man käme über den Fall durch einen Kanal, dessen Mündung wir weiter flußabwärts passierten. Wir lassen deshalb die Boote vorsichtig an Stricken wieder über den ersten Absturz und fahren dorthin. Auch dieser Arm schließt mit einem Fall ab. Die weitere Arbeit sparen wir uns für morgen.

13. Januar. Ein, nach den Spuren zu urteilen, großer Alligator hat uns in der Nacht einen Besuch abgestattet und einen Fisch vom Bratrost weggestohlen.

Wir bringen die Boote über den Fall und kommen bald wieder aus dem Kanal heraus in breites Fahrwasser. In guter Westrichtung geht es weiter, aber der Katarakt hat uns wieder unruhiges Wasser gebracht. Die Stromschnellen und kleinen Abstürze wollen kein Ende nehmen. Den ganzen Tag haben wir mit ihnen zu tun. Auf einem Inselchen finden wir ein altes, primitives Indianerlager, bald darauf ein zweites auf dem rechten Ufer; auf einer Sandbank zahlreiche Fußspuren, auch Kindergetrappel. Es waren wohl streifende Indianer aus dem unbekanntem Süden, die hier übernachteten, vielleicht vom Mocajahý, der wenige Tagereisen entfernt sein soll.

Die Leute harpunieren noch in der Dunkelheit große Fische, Aimará, Kurimatá und andere, die in ruhigen Buchten zwischen den Uferfelsen schlafen und, mit einer Fackel geblendet, leicht zu erlegen sind.

14. Januar. Wir sind nun wieder im freien Hauptstrom und kommen rascher vorwärts.

José schießt eine Capivára, die stumpfsinnig am Ufer hockte. Das Fleisch dieses plumpen Nagetiers, das wir mit Unrecht „Wasserschwein“ nennen, ist wenig schmackhaft, und auch der Indianer verzichtet gern darauf, wenn es, wie hier, nicht an frischen Fischen mangelt. Für Kaikuschi nehmen wir einige Stücke mit. Leider war es wieder eine Mutter. Das Junge entwich in den Wald und muß nun elend verschmachten. Dem Indianer mangelt jegliches Mitleid mit den Tieren.

Eine andere kleine Capivára war während der letzten Tage unser Reisegefährte. Die Leute hatten das Tier flußabwärts gefangen. In der Pflege Herminas, die, wie alle Indianerinnen, im Zähmen von Tieren eine große Geschicklichkeit hat, war es in zwei Tagen so zahm geworden, daß es aus der Hand fraß. In der vorigen Nacht hat es sich auf Nimmerwiedersehen davongemacht.

Nachmittags kommen wir an drei niedrigen Erhebungen auf dem linken Ufer vorüber und übernachten auf der unteren Spitze einer größeren Insel, die von den Majonggóng Kamauántade¹ genannt wird. Über flache Felsen mit sauberer Sandbank steigt sie etwas an. Im lichten Wald steht hier eine Schutzhütte, von reisenden Máku errichtet. Auf dem kleinen Rost daneben liegt noch eine gebratene Piránya, die beim Aufbruch vergessen wurde.

Der an sich ideale Platz hat eine blutige Geschichte. Der seinerzeit berühmte Schirianá-Häuptling Kuranaí machte hier zwei Überfälle auf durchreisende Indianer, wobei unter anderen einmal der Majonggóng Samburá (Trommel), ein Verwandter Manducas, das andere mal ein Saporá Namens Schikurai das Leben verloren. Samburá erhielt, während er lang ausgestreckt auf der Sandbank schlief, im Morgengrauen einen Pfeilschuß in die Kehle. Von der ganzen Reisegesellschaft konnte sich angeblich nur eine Frau retten. Kuranaí rühmte sich noch seiner Mordtaten. Die Leute hatten ihm nichts getan. Der Häuptling wohnte früher gegenüber der Insel auf dem rechten Ufer am Abhang eines niedrigen Höhenzuges. Später zog er mit seiner Bande an den oberen Uraricapará, von wo aus uns die wilden Kerle besuchten.

Die Waika von Marutani sollen an diesem Platz noch jetzt gern ihre Überfälle machen. Vorsicht ist daher geboten. Alle Feuerwaffen werden geladen. Gegen Morgen schlägt Kaikuschi wütend an. Wir schleichen zu den Booten; doch es ist nichts.

15. Januar. Die Hokko-Hühner² sind hier außerordentlich zahlreich und wenig scheu. Mit einiger Vorsicht kann man sich in den frühen Morgenstunden, während sie ihren monotonen Gesang erschallen lassen, leicht anpirschen. Eine große Art, die flußabwärts nicht vorzukommen scheint, nennen die Taulipáng Pautuimá. Dieser „König der Mutuns“, wie ihn José mit Recht bezeichnet, ist ein prachtvoller, stolzer Vogel, schwer wie ein Trutzhahn. Er hat schöne, stahlblau glänzende Federchen über Hals und Rücken, braunrote Federchen am Bauch und ebensolche Schwanzspitzen. Das übrige Gefieder ist tiefschwarz. Es fehlen ihm die gekräuselte Haube und die schönen, weißen Federchen am Bauch und Steiß, die den Pauí, den „Mutum da

¹ *yantáde* = Insel.

² Cracinae.

Serra“¹ der Brasilianer, auszeichnen. Der kurze, breite, stark gekrümmte Schnabel des Pautuimá hat eine dunkelrote Farbe, die nach der Spitze zu allmählich in gelb übergeht. Der Pauí hat einen wachsgelben Schnabel, dessen Wurzel ein gelber Fleischhöcker aufsitzt. Das Fleisch ist bei beiden Arten sehr wohlschmeckend und liefert beim Kochen eine kräftige, braune Brühe.

Der Fluß ist breit und flach. Überall ragen Felsen empor, zwischen denen sich das Wasser in schäumenden Schnellen seinen Weg sucht. Wir kommen zur langen Kusáli-melu (Hirschschnelle), die sich auf eine Reihe von Abstürzen verteilt. Monekaí und Akúli waten und schwimmen mit dem Tau durch die erregte Flut. Jeden festen Standpunkt benutzen sie, um das Boot mit aller Anstrengung nachzuziehen, während José aufrecht im schwankenden Fahrzeug steht und es mit der Stange von den drohenden Felsen abstößt. Kurz oberhalb der Stromschnelle mündet rechts der etwa 30 m breite Yuruá, der mit dem Zufluß Akamea der Schomburgk'schen Karte identisch zu sein scheint.

Um 10 Uhr nachts fliegt wieder Watoíma, der große Arára, über uns hin. Eine Feuerkugel löst sich im Zenit und fährt, starkes Licht um sich verbreitend, nach Westnordwesten, wo sie unter lautem Knall mit lange anhaltendem, dumpfem Donner, wie bei einem Gewitter, verschwindet. In der dunklen, sternklaren Nacht berührt die Erscheinung unheimlich.

16. Januar. In langen, geraden Strecken fahren wir jetzt stark nach Nordwesten. Glatt und frei fließt der Strom dahin. Wir haben bei kräftigem Ostwind, wieder Segel gesetzt. An seichteren Stellen helfen die Leute mit Stangen nach. So kommen wir rasch vorwärts. Die Fahrt ist eine Erholung nach den furchtbaren Anstrengungen der vergangenen Tage. Nachmittags kommen wir an einem größeren rechten Zufluß, offenbar dem Coutaeba Schomburgks, vorüber und erblicken bald darauf zum ersten Mal im Norden das langgestreckte, gewaltige Marutaní-Gebirge mit seinem fast horizontalen Kamm und den rötlich strahlenden, schroffen Wänden. An einem alten Lagerplatz verbringen wir die Nacht.

17. Januar. 7¹/₂ Uhr ab. Der Fluß wird schmaler und ist hier und da mit Felsen durchsetzt. Nach zwei Stunden erreichen wir den Katarakt Tákari, der von der gleichnamigen, breiten Insel geteilt wird. Wir müssen ausladen und haben an den einzelnen Abstürzen schwere Arbeit. Erst nachmittags sind wir hinüber und genießen noch einige Stunden ruhige Fahrt zwischen schön bewaldeten Inselchen, von deren hohen Bäumen mannigfache Orchideen herabhängen.

¹ *Crax alector* Linn.

„Zwei Einbäume der wilden Waika“ verwandeln sich beim näheren Be-
sehen in einen von Alter und Flut geschwärzten Baumstamm. Mit dem
Glas erkannte ich sofort die Wahrheit und lachte die Indianer, die sich dem
Europäer gegenüber so gern mit ihrem scharfen Gesicht brüsten, weidlich aus.
Ich mußte wieder über die Phantasie des Indianers staunen, die umso aus-
schweifender ist, je mehr die Angst dabei eine Rolle spielt. „Hier ist ein Ha-
fen der Waika von Marutaní!“ „Die Waika von Motomotó sind nach Maru-
taní verzogen!“ und ähnliche Redensarten schwirrten durcheinander.

18. Januar. Mächtige Felsen bilden die Stromschnelle Malipayáong.
Im Nordwesten werden die zwei niedrigen Kuppen von Motomotó sichtbar,
im Norden eine hohe, langgestreckte Gebirgskette, etwas weiter entfernt als
Marutaní. Die Majonggóng nennen sie Kuákí-hede. Der Fluß hat eine
nordsüdliche Richtung angenommen. Das lange Marutaní-Gebirge haben
wir jetzt gerade vor uns. Von Osten nach Westen verlaufend, erhebt es sich
nach meiner Schätzung an einzelnen Stellen bis 1500 m und gehört, seiner
tafelförmigen Gestalt und der rötlichen Färbung seiner schroffen Felsab-
hänge nach zu urteilen, zu derselben Sandsteinformation wie der Roroíma.
Im Süden, ihm vorgelagert, und parallel mit ihm verläuft ein weiterer Ge-
birgszug von etwa 800—900 m Höhe über dem Fluß. Seinen westlichen Ab-
schluß bildet ein höchst grotesker Berg, der sich mit seiner dichten Bewal-
dung von dem im Widerschein der Abendsonne hell leuchtenden Marutaní-
Gebirge dunkel abhebt. Er geht in eine spitze Kuppe aus, auf deren Gipfel
ein einzelner gewaltiger Felsen, wie der Mittelpfosten über der Dachspitze
eines indianischen Rundhauses, lang und schmal in die Höhe steigt. Die
Taulipáng nennen ihn Koatá-tepö (Coatá-Berg).

Das Marutaní-Gebirge, das bei Schomburgk ungenau „Maritani“, auf
der brasilianischen Karte der Grenzkommission fälschlich „Urutany“ heißt,
ist ein Stück der „Serra Pacaraíma“, wie der Südrand des westlichen Gua-
yana genannt wird. Dieser größtenteils niedrige Rücken, der sich als Wasser-
scheide parallel dem Laufe des Uraricuéra von Westen nach Osten zieht,
bildet keine zusammenhängende Kette. Er besteht aus Einzelgebirgen,
deren höchste Erhebung Marutaní ist.

In die Freude über diese großartige Natur bringen die Menschen einen
Mißton. Der Majonggóng zeigt seit einigen Tagen Disziplinlosigkeit. Er
geht mit mürrischem Gesicht umher, gibt auf Fragen kaum Antwort, stellt
sich abends nicht im Lager ein. Glaubt er, hier so nahe seinem Lande könne
er machen, was er wolle, da wir ihn nötig hätten und ohne ihn nicht hin kämen,
oder sind es bei diesem jähzornigen und eifersüchtigen Menschen nur vor-
übergehende Stimmungen? Das wird sich erst entscheiden, wenn ich die

anderen entlassen habe, und wir mit ihm allein sind. Jetzt ist er eifersüchtig, weil er glaubt, die anderen wollten an seine kleine Frau, eifersüchtig auch auf José, der bei mir eine gewisse Sonderstellung einnimmt. Das könnte mir nun schmeichelhaft sein, aber ich würde gern auf die Ehre verzichten. Mit harten Worten ist bei diesem merkwürdigen Menschen garnichts auszurichten. Dadurch wird er nur noch verstockter. Durch sein hochfahrendes Wesen hat er sich nach und nach mit allen verfeindet. Deshalb und wohl auch aus Furcht vor den wilden Indianern wollen die anderen von Motomotó aus zurück und uns dort bei den Waíka unserem Schicksal überlassen. Ich habe ihnen kurz und bündig erklärt, daß dies unmöglich wäre. — So brauche ich meine ganze Ruhe und Energie, um die Mannschaft zusammenzuhalten.

19. Januar. Noch immer fahren wir scharf nach Norden, manche Strecken sogar nach Nordnordosten. Fern im Süden erscheint eine weitere hohe Kette, Pöté-tepö, von der der Yuruá kommt. Stellenweise verbreitert sich das Flußbett enorm und bildet ein Meer von Felsen, denen die Flut oft die merkwürdigsten Formen gegeben hat. Gewaltige, abgerundete Felsen sind aufeinander getürmt. (Abb. 70) Auf anderen lagern hohe Stöße mächtiger Baumstämme, die, vom Hochwasser zugleich mit dem unterwaschenen Ufer losgerissen und fortgeschwemmt, beim Sinken des Wassers sitzen bleiben, um mit der nächsten Hochflut wieder ein Stück flußabwärts zu treiben. (Abb. 71) Im Hintergrunde türmen sich als wirkungsvoller Abschluß dieses malerischen Chaos die in violetten Dunst getauchten Felsenwälle von Marutani und Kuäki.

Wir passieren die große Stromschnelle Muruá. In einer ruhigen Bucht am rechten Ufer liegt unter flachem Wasser eine riesige Anakonda¹. Ich gebe aus kurzer Entfernung ein paar Schüsse mit dem Winchester auf sie ab, aber sie rührt sich nicht, bis José mit der Stange nach ihr stößt. Da verschwindet sie mit eleganter Windung ins tiefe Wasser. Sie lauerte auf ein Wild, vielleicht einen Tapir, der hier seinen Wechsel hat. Diese Riesenschlangen scheinen hier recht häufig zu sein. Schmidt sah vor wenigen Tagen ein sehr großes Exemplar am Ufer liegen und schoß mit dem Revolver danach. Zahlreich sind auch die Alligatoren, sehr große, die dem Menschen gefährlich werden können, und kleine, die in Brasilien Yacaré-tínga genannt werden, und deren weißes, faseriges, an Stör erinnerndes Fleisch auch für den Europäer genießbar ist, wenn er sich von einem leichten Moschusgeschmack nicht abstoßen läßt. In den stillen Buchten treiben große Zitteraale ihr Spiel, von der Stärke eines Armes bis zu der eines Beines. Von Zeit zu Zeit strecken sie ihren dicken, runden, häßlichen Kopf aus dem Wasser, um Luft zu schöpfen.

¹ *Eunectes murinus* Wagl.